

## DRITTES KAPITEL

### *Im Sturmwind der Revolution*

Im Spätsommer 1780 hatte der Anwaltsschreiber Jean Baptiste Bernadotte in Pau den Werbevertrag unterschrieben, durch den er sich zu achtjähriger Dienstzeit im französischen Heer verpflichtete. Am 3. September 1788 war diese Frist abgelaufen; der Feldwebel Bernadotte hätte nun mit Ehren seinen Abschied nehmen und dem Wunsch der Mutter folgend einen bürgerlichen Beruf ergreifen können. Als er den Rock des Königs anzog, geschah es in der stillen Hoffnung, wenigstens die unteren Offiziersgrade zu erreichen. In seiner achtjährigen Dienstzeit hatte Bernadotte zwar die höchste Stufe des Unteroffiziersranges erklimmt, die angestrebte Beförderung zum Offizier war ihm jedoch trotz seiner tadellosen Führung und vorzüglichen Eignung versagt geblieben.

Das war gewiß eine Enttäuschung für den ehrgeizigen jungen Mann. Wer aber würde in seinem Alter die Flinte ins Korn werfen und den Glauben an die Zukunft verlieren? Mit einigen zwanzig Jahren steht dem kühnen Streber immer noch die Welt offen. Das Leben fängt jetzt erst richtig an – wer weiß, was es noch bringen kann!

Nein, Bernadotte ist durchaus nicht entmutigt. Er kennt nicht die pessimistische Weltfluchtstimmung, in die ein anderer junger Mann sich mit flackernden Augen und fiebernder Stirn hineingelesen hat, ein wortkarger, ernster Artillerieleutnant vom Regiment La Fère, das in der kleinen Garnisonstadt Valence an der Rhone liegt, eine gute Tagereise von Grenoble entfernt. Bonaparte heißt er und ist fast um sechs Jahre jünger als der lebensbejahende Feldwebel Bernadotte, der die Werke des Genfer Philosophen vielleicht gar nicht oder, weil sie die Modebücher der Zeit waren, doch nur oberflächlich gelesen

hat, ohne daß Rousseaus schwermütige Ideen sein heiteres Gemüt verdüstern konnten.

Zur selben Zeit, da der Feldwebel in Grenoble sich in der vollen Würde seines neuen Dienstgrades sonnt, kehrt der Leutnant Bonaparte nach fast zweijährigem Heimaturlaub, den er teils im Elternhause zu Ajaccio, teils als Bittsteller in den Vorkammern der Minister zu Paris verbracht hat, zu seinem Regiment zurück, das in der Zwischenzeit die Garnison gewechselt hat und jetzt in Auxonne an der Saone liegt. Bisher haben sich die Lebenskreise des Leutnants und des Sergeanten noch nicht geschnitten, obwohl das Schicksal sie bald zusammenführen und zu Gegenspielern machen wird. Noch weiß aber keiner vom andern, geht jeder seine eigenen Wege . . .

Jean Baptiste hat Gefallen am Soldatenleben gefunden. Es wäre ihm schmerzlich, wenn er mit Ablauf seiner Dienstzeit aus dem Kreise der Kameraden scheiden müßte. Wenn man acht Jahre beim Kommiß ist, betrachtet man die Truppe als seine Heimat und Familie. Bernadotte ist bei Offizieren und Mannschaft gleich beliebt und geachtet. Selbst die Grenadierkompanie, der er längst nicht mehr angehört, rechnet ihn immer noch zu ihren Kameraden. Gelegentlich der Ernennung des Gouverneurs von Grenoble, des Marquis de Marcieu, zum Kommandeur des Ordens vom hl. Ludwig bitten ihn die Grenadiere, eine Glückwunschadresse an den leutseligen Gouverneur zu verfassen. Der federgewandte Feldwebel kommt dem Ersuchen nach und verfaßt ein vom Witz seines Landsmannes Cyrano de Bergerac beschwingtes Gedicht, das der Marquis mit ehrlichem Beifall quittiert und das dem Verfasser und den braven Grenadieren eine reichliche Bewirtung einbringt.

Aber die Zeit ist nicht dazu angetan, Feste zu feiern. Frankreich tanzt auf einem Vulkan. Düstere Gewitterwolken verhüllen den blauen Himmel des sterbenden Rokoko, und auf den friedlichen Abendsonnenschein einer untergehenden Welt fallen die finsternen Schatten der von gespenstischen Blitzen erhellten



### General Bernadotte

Späterer Stich (um 1818) nach einem Bildnis Bernadottes von Albier  
aus der Zeit des Direktoriums (um 1796)

unheilswangeren Zukunft. Mit Riesenschritten steuert das Staatsschiff auf den Abgrund zu. Auch die in letzter Stunde unternommenen Reformen und Sparmaßnahmen Turgots und Neckers kommen zu spät; sie vermögen den Zusammenbruch der bestehenden Ordnung nicht mehr aufzuhalten. Selbst die Natur scheint sich verschworen zu haben, um die Katastrophe zu beschleunigen. Strenge Winter, heiße Sommer vernichten die Ernte und lassen das Volk hungern und frieren. Ferner Donner grollt, unheimliches Knistern einer im verborgenen schwelenden Feuersglut geht durch Frankreich. Plötzlich, wie von selbst, angefacht vom geringsten Luftzug, züngeln gierige Flammen an dem morschen Gebäude der französischen Monarchie empor.

Im Frühjahr 1789 beginnt es in der Provinz allenthalben zu gären. Die Mißernte und der strenge Winter des vergangenen Jahres haben Teuerung im Gefolge. Satte Menschen, denen es gut geht und deren Schüsseln nicht leer werden, sind zufrieden und glücklich; nur der Hunger erzeugt Rebellen.

Die Getreidepreise klettern unheimlich in die Höhe; nirgends sind Korn und Mehl zu haben. Dunkle Existenzen tauchen, wie aus der Erde hervorgewachsen, auf und hetzen die erregten Volksmassen auf, verbreiten unkontrollierbare Gerüchte, die bereitwillig geglaubt werden. Obwohl die Magazine leer sind und der Staat selbst außerstande ist, die Not zu lindern, heißt es: Der König hat das Getreide aufgekauft und hält es zurück. Der König treibt die Preise in die Höhe, er will aus dem armen, hungernden Volk den letzten Sou herauspressen, damit die Österreicherin sich tausend neue Toiletten kaufen kann. Der König, die Österreicherin, der Adel, die Prinzen, der Klerus, die Reichen, alle sind am Elend des Volkes schuld. Schlagt sie tot, die Blutsauger und Ausbeuter, dann habt ihr zu essen.

So ziehen die Sturmvögel der Revolution von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und streuen die Drachensaat des Hasses und des Klassenkampfes in alle Winde.

Das schaffende Volk, das friedlich und fleißig seiner Arbeit nachgeht, hat nie Zeit gehabt, sich mit politischen Dingen zu beschäftigen. Wozu hat der König seine Minister? Es würde auch die schwere Prüfung dieser Wirtschaftskrise überstehen. Aber da sind plötzlich diese redegewandten Männer zur Stelle, in der Werkstatt, auf der Straße, in den Kneipen, und lassen das Volk aufhorchen. Und während die Bürger noch überlegen und abwarten, beginnen die Massen zu marschieren. Weiß Gott, woher diese abgerissenen Kerle mit den häßlichen Galgenvogelgesichtern kommen, auf deren niederen Stirnen alle Merkmale rassischer Entartung und sittlicher Verkommenheit geschrieben stehen. Sie haben weder Familie noch Heimat, sie kennen weder Glauben noch Vaterland. Die Hölle scheint sie ausgespien zu haben; vielleicht sind sie dem Bagno entsprungen, oder sie kommen aus dem Dunstkreis Marseiller Hafenkneipen oder aus Pariser Vorstädten. Es ist der entwurzelte Abschaum der lichtscheuen Unterwelt, es sind Aasgeier, Schakale und Hyänen, die mit dem Instinkt des Raubtiers Beute wittern. Es ist die Vorhut der Revolution, der Stoßtrupp der im Hintergrunde stehenden Drahtzieher, die durch ihre Agenten von sicheren Schlupfwinkeln aus das Werk der Zerstörung vorbereiten. Es sind die Apokalyptischen Reiter, die das Nahen des Jüngsten Gerichts verkünden.

Die einzige Bürgschaft für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Zucht, die letzte Stütze der Staatsautorität ist das Militär. Noch hält es zu seinen Offizieren, getreu dem geleisteten Fahneneid; die Zersetzungspropaganda ist noch nicht in die Kasernen gedrungen.

Aber die beschauliche Zeit friedlichen Garnisonslebens ist vorüber. Urlaub wird nur in Ausnahmefällen erteilt; man weiß, wer die Kaserne verläßt, kommt nicht wieder oder bringt den Ansteckungskeim der Zersetzung mit. Die Truppe liegt in ständiger Alarmbereitschaft, jeden Augenblick gewärtig, hier oder dort zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe eingesetzt zu werden.

Am 7. Juni 1788 beginnt die Rebellion in Grenoble. Die Staatskassen sind leer, es müssen neue Steuern eingetrieben werden. Das Volk weigert sich, die in den letzten Jahren beständig erhöhten Abgaben zu bezahlen, da die Teuerung alle Barmittel verschlingt. Die Menge rottet sich zusammen, besetzt die Stadttore und nimmt eine drohende Haltung an. Der Gouverneur wendet sich an die Garnison, und die beordert zwei Kompanien der Marine-Infanterie zur Vertreibung des Pöbels. In tadelloser Ordnung marschiert die Truppe auf dem Marktplatz auf. Sergeant Bernadotte übernimmt einen Zug, der die Tore säubern soll. Laden, sichern und ruhig Blut bewahren, Leute, mahnt er. Nicht eher schießen, bis ich es befehle. Dann aber los auf das Gesindel.

Schon auf dem Marsch nach den Toren wird die Abteilung mit Steinwürfen und Beschimpfungen empfangen. Die Soldaten achten nicht darauf, bewahren äußerste Ruhe und Disziplin.

Aber die Meute wird immer zudringlicher und herausfordernder. In einer Gasse will eine Rotte dem Trupp den Weg verlegen. An der Spitze ein keifendes Weib, die derben Fäuste unternehmungslustig in die breiten Hüften gestemmt, eine Amazone der Gosse mit hochgerafften schmutzigen Röcken.

„Platz frei!“ verlangt Bernadotte. Ein Hagel von unflätigen Schimpfworten und Steinen ist die Antwort. Gewehr bei Fuß hält die Truppe, jeden Augenblick zum Abschlag bereit.

Da springt das Weib plötzlich den Sergeanten an, schlägt ihm die geballten Fäuste ins Gesicht. Schon will das Gesindel sich auf die Soldaten werfen. Doch mit einem Kinnhaken hat Bernadotte die Megäre abgeschüttelt. Der Degen fliegt aus der Scheide, Kommando: Gebt Feuer! Es klappt wie auf dem Kasernenhof. Ruck, zuck, die Salve knattert. Tote und Verwundete brechen zusammen, die übrigen türmen, suchen ihr kostbares Lumpenleben in Sicherheit zu bringen.

Noch ein paarmal kommt es im Laufe der nächsten Wochen

und Monate zu blutigen Zusammenstößen, und auf beiden Seiten gibt es Tote und Verwundete.

Die Stimmung ist ob der Schüsse auf das „souveräne“ Volk derart erregt, daß der Gouverneur es für zweckmäßig hält, das dem Pöbel verhaßte Regiment vorläufig in eine andere Garnison zu verlegen. So geht es also im Oktober 1788 nach Vienne an der Rhone, und von dort im nächsten Frühjahr in langsamen Märschen stromabwärts nach Aix. Hier wird am 13. Mai das erste Bataillon, zu dem Bernadotte gehört, nach dem nahen Marseille abkommandiert.

Die Garnison der Hafenstadt hat dringend um Verstärkung gebeten, da sie kaum noch Herr der Lage war. In der Bevölkerung der Stadt – sie beläuft sich auf nahezu hunderttausend – beginnt es bereits in besorgniserregender Weise zu gären. Es sind die bunt zusammengewürfelten, ihrer Abstammung nach fast levantinischen Elemente der Hafengassen und der Vororte, die sich zusammenrotten und aufrührerische Reden führen. Voll Ungeduld und Gier warten sie auf den Augenblick, wo sie die allgemeine Verwirrung benutzen und über die reichen Reeder und Kaufleute herfallen können, deren prachtvolle Villen schon längst eine „Herausforderung“ des „klassenbewußten“ Proletariats bedeuten, das, hervorgegangen aus dem Rassenkehrich der Mittelmeerküsten, triebmäßig Feind aller höheren Gesittung und Kultur ist.

Pöbelhaufen durchziehen gröhrend und drohend die Stadt, halten Brandreden gegen die Besitzenden und terrorisieren die ruhige Bevölkerung. Schon hat sich auch in Marseille nach dem Beispiel der Hauptstadt eine Nationalgarde gebildet, eine Art Volkswehr, die sich vorwiegend aus dem niedrigen Volke rekrutiert und die im höchsten Grade unzuverlässig ist. Sie soll als Polizeitruppe für den Schutz der Bürger und für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen, sympathisiert aber ganz offen mit dem Pöbel und leistet dem Chaos und der Unordnung mehr Vorschub, als daß sie Ausschreitungen be-

kämpft. Im Ernstfall würden diese Nationalgardisten mit ihren Genossen, die keck die rote phrygische Mütze auf dem Ohr tragen, gemeinsame Sache machen. Die würden Plünderungen gewiß nicht unterdrücken, sondern eher selbst dabei sein, wenn es etwas zu „erben“ gibt. Schon sind Diebstähle und Überfälle an der Tagesordnung, ohne daß es gelingt, die Schuldigen zu fassen. Unangefochten verschwinden sie mit ihrer Beute in der Unterwelt, aus der sie gekommen sind.

In dem vornehmen Viertel um die Place Saint Michel bewohnt der reiche Seidenfabrikant und Großhändler Clary ein inmitten eines gepflegten Parkes gelegenes Palais. Hier meldet sich am 14. Mai der Sergent-major Bernadotte und zeigt seinen Quartierzettel vor. Das Dienstmädchen, das die Tür öffnet, ruft den Hausherrn. Begleitet von seiner jüngsten Tochter, der zwölfjährigen Désirée, erscheint Monsieur Clary und mustert mit kritischem Blick den ihm zugedachten Gast, der sein Haus schützen soll.

Etwas Besseres hatten sie beim Regiment wohl nicht als diesen Gaskogner Unteroffizier mit der verbotenen Hakennase im mageren Gesicht? Der Mann sollte in seinem Hause wohnen, an seinem Tisch sitzen? Welche Zumutung! Er hatte zumindest einen eleganten jungen Leutnant von gutem Adel erwartet, einen Kavalier, mit dem man Ehre einlegen konnte, der seinen Töchtern den Hof machte und – wer weiß? – sich vielleicht in seine ältere Tochter, die hagere häßliche Julie, verliebte. Warum nicht? Wäre keine schlechte Partie für einen jüngeren Sohn aus gutem Hause. Aber dieser Sergeant, dem man von weitem den Kommißunteroffizier ansieht? Unmöglich. Was kann ihm der schon nützen? Vielleicht ist er ebenso unzuverlässig wie die Soldaten der Marseiller Garnison, die in den Hafenspelunken verkehren.

Der Empfang, den Herr Clary seinem Beschützer bereitet, ist kühl und verletzend. Neugierig betrachtet die kleine Désirée den fremden Mann, den Papa wie einen Ladendiener aus dem

Kontor im Gang warten läßt, während er sich in sein Arbeitszimmer begibt, um einen Brief zu schreiben. Ein paar höfliche Zeilen an den Marquis d'Ambert, Oberst des Regiments Royal-la-Marine: Er bittet, ihm an Stelle des Sergeanten einen Offizier zu schicken.

Bernadotte steckt das Schreiben in die Tasche und verläßt mit festem Schritt das ungastliche Haus des hochmütigen Handelsherrn. Auf Nimmerwiedersehen, denkt er, als die Tür hinter ihm ins Schloß fällt. Und ahnt nicht, daß er wenige Jahre später dasselbe Haus wieder betreten wird, das dann festlich geschmückt ist, um den General Bernadotte als Bräutigam der Demoiselle Désirée aufzunehmen, die aus seiner Hand eine Königskrone empfangen soll . . . Schade nur, daß Monsieur François Clary die Hochzeit seiner Tochter mit dem ehemaligen Sergeanten, dem er jetzt hochmütig die Tür weist, nicht mehr erleben wird . . .

Bernadotte findet ein anderes Bürgerquartier in einem weniger exklusiven Hause. Wiederholt kommt es zu Zusammenstößen zwischen Pöbel und Militär, und als bei einem Aufstand ein wachthabender Korporal getötet wird, wird auch das zweite Bataillon des Regiments nach Marseille verlegt.

Eine neue Beförderung steht Bernadotte bevor: am 7. Februar 1790 wird der Feldwebel zum Adjudant-major ernannt, ein Dienstgrad, der etwa dem Rang eines Offizierstellvertreters entspricht. Verbunden damit ist die Versetzung von der Kompanie zum Regimentsstab, wo Bernadotte nun in engere Führung zum Offizierskorps tritt. Der Oberst lernt den gewandten Gaskogner näher kennen und schätzen, und als dem Kommandierenden General de Boutilliers gelegentlich einer Besichtigung des Regiments der Adjutant mit der großen Nase auffällt, antwortet der Colonel schlagfertig: „Zu Befehl, Herr General, sein Äußeres ist die am wenigsten vorteilhafte Seite – im übrigen ist er mein bester und tüchtigster Unteroffizier.“ Diese anerkennenden Worte hat Bernadotte seinem Oberst nicht verges-

sen, und er fand bald Gelegenheit, sich ihm dafür erkenntlich zu zeigen.

Als Edelmann und schneidiger Offizier war der Marquis d'Ambert dem Marseiller Straßenpöbel und besonders der Nationalgarde verhaßt, die sich einbildete, mehr zu sein als das aktive Militär. Auf der Rückkehr von einer Inspektionsreise nach Aix wurde er am Marseiller Stadttor von den dort wachhabenden Nationalgardisten angehalten und nach seinem Paß gefragt. „Paß? Seit wann hat der Oberst eines zur Garnison gehörenden Regiments, den jeder Soldat kennt, sich auszuweisen? Wohl Sonderbefehl der Nationalgarde? Kontrolliere Er Seine Leute, aber belästige Er nicht Offiziere des aktiven Heeres. Compris?“

Oh, er begriff recht gut, daß der Oberst nicht mit sich spaßen ließ, und gab den Weg frei. Dann aber nahm sich der in seiner Ehre gekränkte Bürgersoldat vor, dem hochmütigen Cidevant eins auszuwischen. Und ging hin und hetzte seine gleichgesinnten Kameraden gegen den Marquis auf, und diese wiederum mobilisierten ihre Freunde, die Louis und Strolche aus den Kaschemmen. Als der Oberst am 23. März ahnungslos über die Straße ging, wurde er plötzlich von einem johlenden Pöbelhaufen umringt, der sich anschickte, den Offizier zu lynchen. Es war ein kritischer Augenblick, denn was vermochte ein einzelner, nur mit dem Degen bewaffneter Mann gegen die Überzahl dieser Straßenräuber, die an dem Edelmann ein Beispiel für die praktische Anwendung der „Menschenrechte“ statuieren wollten?

Doch da nahte Rettung. Adjutant Bernadotte, der von der Bedrohung seines Obersten Kenntnis erhalten hatte, rückte mit einem Trupp wackerer Kameraden im Laufschrift heran, um den Offizier aus den Händen des Gesindels zu befreien. Beim Anblick dieser Verstärkung wichen die Kerle doch zurück. Sofort umringten Bernadottes Leute den Oberst und nahmen ihn in ihre Mitte. „Keine Angst, mon colonel: solange wir da sind, vergreift sich keiner von diesen Hunden an Ihnen.“

Aber der Weg zur Kaserne ist weit, und wenn der Pöbel erst Zulauf bekommt, reichen die wenigen Soldaten nicht mehr aus, um den Oberst vor tätlichen Angriffen zu schützen. Kurz entschlossen bringt Bernadotte seinen Chef in das nahegelegene Rathaus, wo er vor weiteren Belästigungen sicher ist.

Die Menge drängt nach, ihr abgeleiertes Schlagwort brüllend: „Les aristocrates à la lanterne!“ Kaum hat sich das Tor des Rathauses hinter dem Oberst geschlossen, da versucht der Pöbel, es zu stürmen. Doch die rasende Menge mit kühlem Blick musternd, tritt Bernadotte vor und pflanzt sich, die Klinge hiebberreit in der rechten, vor dem Eingang auf. „Ist der Oberst schuldig, dann wird er nach dem Gesetz gerichtet werden. Bis dahin geht der Weg zu ihm über meine Leiche“, gibt er dem Pöbel zu verstehen.

Diese mannhaften Worte entwapfen die Meute. Ruhige Besinnung gewinnt die Oberhand, die Massen verlaufen sich. Ein Mann, auf den das schneidige Verhalten Bernadottes tiefen Eindruck gemacht hat, tritt vor und schüttelt ihm die Hand: „Sie werden es weit bringen, Herr Adjutant. Wenn Sie ein wenig Glück haben, dann sage ich Ihnen ein ehrenvolles Schicksal voraus.“

Barbaroux hieß der Mann, und leider hat er die Erfüllung seiner Prophezeiung nicht mehr erlebt; denn er gehörte zur Partei der Girondisten, die der Konvent der Guillotine überantwortete. Der Fall des Obersten d'Ambert beschäftigte übrigens noch die Nationalversammlung; denn der Marseiller Magistrat erstattete sogleich Meldung nach Paris. Da Bernadotte sich ungefähr denken konnte, daß die damals schon stark rot angehauchte Behörde alle Schuld von der Nationalgarde auf den Offizier abwälzen werde, verfaßte er ebenfalls einen objektiven Tatbericht, den er, versehen mit den Unterschriften der Unteroffiziere des Regiments, sofort an die Nationalversammlung sandte, mit dem Erfolg, daß das gegen den Oberst eingeleitete Verfahren niedergeschlagen wurde. Immerhin waren diese Vorkommnisse

in Marseille Anlaß, daß das Regiment aus der unruhigen Hafencity in das provençalische Landstädtchen Lambesc verlegt wurde. Hier hatte Bernadotte bald darauf nochmals Gelegenheit, mehrere Offiziere vor Belästigungen durch meuternde und vom revolutionären Gift angesteckte Soldaten zu schützen. Nach kurzem Aufenthalt in der als Durchgangsquartier eingerichteten Kirche setzte sich das Regiment in Marsch, um quer durch Südfrankreich zur atlantischen Küste zu ziehen. Hier wurde die Truppe von Rochefort und La Rochelle aus auf die nördlich der Girondemündung gelegenen Inseln Oléron und Ré gebracht, wo sie als Besatzung auf dem gegen England auszurüstenden Geschwader Verwendung finden sollte, um hier zur weiteren Verwendung nach Santo Domingo verladen zu werden.

An diesem gegen Spanien geplanten Kolonialfeldzug hat Bernadotte jedoch nicht teilgenommen; denn unterdessen traten Ereignisse ein, die seiner militärischen Laufbahn eine andere Wendung gaben.

Im Verlauf der von der Nationalversammlung angestrebten Staatsreform – man darf nicht vergessen, daß Frankreich im Jahre 1791 noch immer Monarchie und Ludwig XVI. der wenn auch zu völliger politischer Ohnmacht verurteilte legitime König ist – sind mittlerweile alle früheren Vorrechte des Adels und des Klerus abgeschafft und neue demokratische Gesetze und Bestimmungen eingeführt worden: „Jede Laufbahn frei dem Talent“, lautet das Schlagwort, das die Revolution auf ihre Fahnen schreibt. Offizier werden kann in Zukunft also jeder Soldat, der die erforderliche militärische Eignung besitzt; es ist nicht mehr das Privileg einer bevorzugten Kaste, sondern das gute Recht eines jeden Volksgenossen, der seine Pflicht gegen Vaterland und Nation erfüllt.

Diese fortschreitende Demokratisierung hat zur Folge, daß zahlreiche, vorzugsweise adlige Offiziere den Dienst verlassen und ins Ausland gehen und daß ebenso viele wegen ihrer roya-

listischen Gesinnung von den Soldaten selbst abgesetzt werden. Für die durch diesen starken Abgang frei werdenden Stellen – im Oktober 1791 fehlen bereits 1900 Offiziere im Heer – muß Ersatz aus den Kreisen der Unteroffiziere geschaffen werden. Eine gewaltige Beförderungswelle geht durch die Armee, und jeder Korporal, der pünktlich seinen Dienst versieht und bei der Truppe gut angeschrieben ist, kann auf Antrag seiner Kameraden zum Offizier befördert werden. Ganz automatisch vollzieht sich dieser Prozeß bei den alten aktiven Unteroffizieren, die den wertvollsten Kern des neuen Offizierkorps bilden. Und so wird der Adjutant Bernadotte in den Ranglisten bereits seit dem 6. November 1791 als Leutnant geführt, während er seine Beförderung praktisch erst im März 1792 durch seinen Oberst erfährt. Gleichzeitig wird er aber zum 36. Infanterieregiment versetzt, zum lebhaften Bedauern der Offiziere, die den ehemaligen Adjutanten mit Freuden als gleichberechtigten Kameraden in ihrem Kreise gesehen hätten. Ihm selbst ist der Abschied von den alten Waffengefährten und seinem Regiment sehr schwer geworden – mußte er doch ein Band zerreißen, das ihn in fast zwölfjähriger Dienstzeit in Freud und Leid aufs engste mit der Truppe verknüpft hatte. Wie gerne wäre er seinen Kameraden nach Westindien gefolgt! Doch der Kommandeur schüttelt ihm freundschaftlich die Hand: „Herr Leutnant, Sie haben zu Hause bessere Aussichten, als wenn Sie mit uns gingen. Der Krieg steht bevor – bricht er aus, dann haben Sie Ihr Glück gemacht.“

Das 36. Infanterieregiment verkörperte im höchsten Grade das von der Revolution angestrebte Ideal des Freiheitsgedankens, gehörte es doch zu den französischen Truppenteilen, die jenseits des Ozeans für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gegen England gekämpft und sich mit Ruhm bedeckt hatten. Dieser freiheitliche Geist lebte noch in seinen Reihen fort, wenn auch die Disziplin durch den Mangel an geeigneten Offizieren stark gelitten hatte.

Mit der Manneszucht war es im republikanischen Heer ohnedies schlecht bestellt. Was an aktivem Militär noch vorhanden war, hielt auf Ordnung und erkannte die Autorität der Offiziere an; die jungen Truppen aber, und vor allem die Freiwilligen, waren nicht viel mehr als eine zügellose Horde, die sich am unverdauten Phrasenschwall abgedroschener Schlagworte berauschte, die Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Blankovollmacht für hemmungslose Anarchie betrachtete und mit dem Mund ganz Europa eroberte, sobald es aber zum Treffen kam, kläglich versagte, weil diese großen Kindsköpfe von Sansculotten so gut wie keine militärischen Kenntnisse besaßen und den Krieg mit dem Indianerspiel der Knaben verwechselten. Ihr Elan, mit dem sie vorrückten, verpuffte sofort und verwandelte sich in kopflose Retirade, sobald der Gegner sich nicht bluffen ließ, sondern ihre gröhlenden und trikolorenschwenkenden Haufen mit wohlgezieltem ruhigem Schützenfeuer empfing. Dann flutete die Bande zurück, und die wilde Flucht der Vorhut riß die ganze Truppe mit. Natürlich trug an diesem schmachvollen Versagen allein das Offizierkorps und vor allem der Kommandeur schuld, um dessen Befehle sich vorher kein Mensch gekümmert hatte. Erst wenn man hinter der Front vorm Feinde sicher war, fanden die Maulhelden ihren Mut wieder. Die Offiziere, diese Cidevants, die ehemaligen Aristokraten, haben uns verraten; sie sympathisieren mit dem Feind, sie wollen die eine und unteilbare Republik den Österreichern und Preußen in die Hände spielen. *Nous sommes trahis!* – und sofort setzt sich der Soldatenrat hin und richtet eine ebenso naive wie von größten Schnitzern wimmelnde Anklageschrift auf, die den unglücklichen General der Feigheit und des Hochverrats beschuldigt. Die Pariser Machthaber – großschnauzige Windbeutel, wichtigtuende Bierbankstrategen und unfähige Parteibonzen – leben in beständiger Angst, die Sache könnte schief gehen und ihnen selber den Kopf kosten. Froh, wieder einen Sündenbock zu haben, auf den sie die eigene Unfähigkeit

abwälzen können, lassen sie den Angeschuldigten verhaften und auf Grund leichtfertiger, unkontrollierter Verleumdungen vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilen und hinrichten. Es ist fürwahr eine undankbare und lebensgefährliche Ehre, eine Kommandostelle in der republikanischen Armee zu bekleiden, da man wehrlos den Tigerlaunen dieser politisierenden Soldateska ausgeliefert ist.

In dieser kritischen Zeit wird Bernadotte zum Offizier befördert. Doch er hat eine zwölfjährige Dienstzeit hinter sich; er kennt die Psyche des französischen Soldaten und weiß, wie man ihn anpacken muß, um ihn bei der Stange zu halten und zu Höchstleistungen anzuspornen, „wie man ihn allmählich gewinnen, seine Liebe und Achtung erwerben, und wenn es Zeit ist, auch an seine Pflicht erinnern kann . . . Jedenfalls werde ich meinen Posten ausfüllen. Ehre und Pflicht werden stets die Beweggründe meines Handelns sein“, schreibt der Leutnant an seinen Bruder, bevor er an die Front geht.

Das 36. Infanterieregiment soll zuerst in Nordfrankreich eingesetzt werden; bis es aber endlich marschbereit ist, wird es zur Rheinarmee des Generals Custine beordert, die zwischen Mainz und Weißenburg operiert. Das erste Bataillon, dem Bernadotte als viertältester Leutnant angehört – er hofft, bald Hauptmann zu werden –, rückt über Landau und Speier auf Mainz vor, das Custine am 22. Oktober fast ohne Kampf besetzt. Als Regimentsadjutant liegt Bernadotte den Winter über in Bingen im Quartier.

Bisher ist er noch nicht an den Feind gekommen, denn dieser hat sich vor den überlegenen französischen Kräften fast kampflös über den Rhein zurückgezogen. Mit Beginn des Frühjahrs wird es jedoch an der Front lebendig. Preußen und Österreicher überschreiten am 9. März bei Sankt Goar den Rhein; sie zwingen Custine zur Räumung des Rhein-Mosel-Abschnittes und zum Rückzug hinter die Weißenburger Linien. Unterwegs kommt es wieder einmal zu einer der üblichen Meutereien. Die Mann-

schaft beschuldigt die Offiziere reaktionärer Gesinnung und verlangt einen Ruhetag. Custine muß selbst eingreifen und die Ordnung wiederherstellen – eine sehr undankbare Aufgabe, denn ein Kapitän, der sich zurückgesetzt fühlt und vorm Feind den Abschied verlangt, was ihm natürlich verweigert wird, denunziert den General, der ein ehemaliger Graf ist, beim Konvent.

Unterdessen hat die Rheinarmee sich zwischen Landau und Weißenburg gesammelt; am 16. Mai eröffnet Custine die Offensive, um die von den Preußen belagerte Festung Mainz zu entsetzen. Schon beim ersten Zusammenstoß mit dem Feind droht bei der Vorhut eine Panik auszubrechen, die sich nach rückwärts fortpflanzt und für das ganze Heer verhängnisvoll werden kann. Erst Bernadottes energischem Eingreifen gelingt es, die Ordnung wiederherzustellen und das Schlimmste zu verhüten. Reiter sprengen zurück, die Geschütze wenden sich zur Flucht, alles ballt sich zu unentwirrbarem Chaos zusammen. „Ich schrie, ich fluchte dazwischen, ich bat, ich befahl, das Durcheinander war so, daß man mich nicht hörte“, berichtet Bernadotte dem Bruder. „Fortwährend fielen Schüsse, und ich entging mehreren nur dadurch, daß ich die Gewehrläufe mit dem Säbel beiseite schlug. Ich jagte an das Ende des Bataillons, das jetzt Spitze geworden war, mein Pferd stürzte, aber ich ließ mich nicht außer Fassung bringen. ‚Soldaten‘, rief ich, ‚hier wird gesammelt. Ihr habt ohne zu wollen einem plötzlichen Eindruck nachgegeben. Ihr werdet nicht weiterlaufen. Hier werdet ihr standhalten, ich weiß es. Euer Schutz ist euer Bajonett und euer Mut; fliehen mögen nur die der Freiheit Unwürdigen. Wir werden fest auf unserm Posten ausharren und auch sterben, wenn es sein muß, mit dem Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe die Nation! Ordnen wir uns, gehen wir gegen diese bezahlten Sklaven vor mit dem festen Vorsatz zu siegen!‘ Reden, Überzeugen, Handeln und Gehorsamfinden war das Werk einer Minute. Die Soldaten riefen wiederholt: ‚Marschieren wir mit un-

serm Regimentsadjutanten gegen den Feind!‘ Durch das Ordnen unseres Bataillons verhinderte ich, daß die Verwirrung sich auf sechs weitere Bataillone fortpflanzte, die hinter uns marschierten. Ich ließ die Kanonen in ihre Stellungen zurückbringen und befahl besonderen Wachen, auf jeden Fahrer zu schießen, der Miene mache, zu fliehen . . . Nun wurde es überall ruhig, das Schießen hörte auf, und wir blieben auf dem Gefechtsfeld . . . Alle Offiziere beglückwünschten mich zu meinem Eifer und Glück, und die Soldaten sprachen voll Begeisterung von mir.“

Das Ansehen, das Bernadotte bei Offizieren und Mannschaft genoß, beschleunigte seine Beförderung. Bereits am 18. Juli 1794 wurde er im Lager bei Winden zum Kapitän (Hauptmann) ernannt. Die Einnahme von Mainz durch die Preußen, die wenige Tage darauf erfolgte, beendete vorläufig die Kämpfe auf diesem Abschnitt des Kriegsschauplatzes, zumal die Rheinarmee beträchtliche Verstärkungen an die von den Alliierten bedrohte Front in Flandern abgeben mußte. Auch das 36. Regiment gehörte dazu. Auf Leiterwagen wurde es von Weißenburg an die Yser gebracht, wo Jourdans Vorstoß über Rexpoede-Hondschoote die Engländer zur Aufgabe der Belagerung von Dünkirchen zwang. Nachdem auch noch Maubeuge befreit worden war, setzten mit Einbruch des Winters die Kampfhandlungen bis zum Frühjahr aus. Durch die Verschmelzung des 1. Bataillons des 36. Linienregiments mit dem 2. Bataillon der Freiwilligen von der Maas zur 71. Halbbrigade rückte Bernadotte nun zum Bataillonschef und Führer der neuen Formation vor. Wieder einmal muß er die erschütterte Disziplin herstellen, um eine Panik zu vermeiden. Auf dem Rückzug vor den Österreichern, die Landrecies einschließen, wendet sich die 71. Halbbrigade zur Flucht. Beend vor Zorn über solche Feigheit, reißt Bernadotte die Achselstücke von seiner Uniform und wirft sie den Flihenden ins Gesicht: „Ich will nicht länger euer Führer sein, wenn ihr euch so entehrt!“ Diese schneidige Geste bringt die Truppe zum Stehen; die Leute sammeln sich, und

Bernadotte kann jetzt sogar einem vom Feind bedrängten Bataillon beistehen.

Ein andermal gelingt es ihm, den General Marceau aus der Gewalt von Meuterern zu befreien, die ihn als Gefangenen miterschleppten. Mit gezogenem Degen holte Bernadotte den General heraus und zog die Schuldigen zur Verantwortung.

Durch sein tatkräftiges Vorgehen lenkte Bernadotte die Aufmerksamkeit des Generals Kleber auf sich, der an diesem Frontabschnitt eine Division führte. Als Bernadotte am 26. Juni durch den Vorstoß seiner Halbbrigade über den Pietonbach den Ausgang der Schlacht bei Fleurus entschied, sprengte Kleber auf ihn zu und rief schon von weitem: „Auf dem Schlachtfeld muß du den Rang eines Brigadegenerals annehmen, wo du ihn so glänzend verdient hast!“

So hatte es der ehemalige Feldwebel in der kurzen Zeit von zweieinhalb Jahren vom Leutnant bis zum General gebracht. So rasches Avancement war bei dem starken Offiziersverbrauch der republikanischen Armee (Verluste im Feld, Abgang durch Entlassungen, Absetzung und Hinrichtung) indes keine Ausnahme, sondern im allgemeinen fast die Regel, mit der jeder halbwegs leistungsfähige Offizier, der über dem Durchschnitt stand und in politischer Hinsicht nicht verdächtig war, sogar rechnen konnte. Aber so plötzlich man erhoben wurde, ebenso jäh konnte man auch wieder gestürzt werden. Das geringste Versagen, eine Verleumdung genügte, um einen General über Nacht in Haft und auf das Schafott zu bringen.

## VIERTES KAPITEL

### *Der General Bernadotte*

Im übrigen verdankt Bernadotte seinen raschen Aufstieg nicht nur den durch die Lage der Dinge gegebenen Zeitverhältnissen, sondern im wesentlichen doch seinen Leistungen im